

Michael Bienert

**JOSEPH ROTH
IN BERLIN**

Ein Lesebuch
für Spaziergänger

Kiepenheuer & Witsch



Umbau des Gleisdreiecks zum Kreuzungsbahnhof, 1912.

Bekanntnis zum Gleisdreieck

Ich bekenne mich zum Gleisdreieck. Es ist ein Sinnbild und ein Anfangs-Brennpunkt eines Lebenskreises und phantastisches Produkt einer Zukunft verheißenden Gewalt.

Es ist *Mittelpunkt*. Alle vitalen Energien des Umkreises haben hier Ursprung und Mündung zugleich, wie das Herz Ausgang und Ziel des Blutstromes ist, der durch die Adern des Körpers rauscht. So sieht das Herz einer Welt aus, deren Leben Radriemenschwung und Uhrenschlag, grausamer Hebeltakt und Schrei der Sirene ist. So sieht das Herz der Erde aus, die tausendmal schneller um ihre Achse kreist, als es Tag- und Nachtwechsel uns lehren will; deren unaufhörliche, unsterbliche Rotation Wahnsinn scheint und Ergebnis mathematischer Voraussicht ist; deren rasende Schnelligkeit sentimentalern Rückwärts-Sehern brutale Vernichtung innerlicher Kräfte und heilenden Gleichgewichts vortäuscht, aber in Wirklichkeit lebensspendende Wärme zeugt und den Segen der Bewegung.

In den Gleisdreiecken, Gleisvielecken vielmehr, laufen die großen glänzenden, eisernen Adern zusammen, schöpfen Strom und füllen sich mit Energie für den weiten Weg und die weite Welt: *Aderndreiecke*, Adernvielecke, Polygone, gebildet aus den Wegen des Lebens: *Man bekenne sich zu ihnen!*

Sie sind stärker als der Schwächling, der sie verachtet und fürchtet, sie werden ihn nicht nur überdauern: Sie werden ihn zermalmen. Wen ihr Anblick nicht erschüttert, erhebt und stolz macht, verdient den Tod nicht, den ihm die Gottheit der Maschine bereitet. Landschaft! – was enthält der Begriff? Wiese, Wald, Halm und Ähre. »Eiserne Landschaft« ist vielleicht das Wort, das den

Tummelplätzen der Maschinen gerecht wird. Eiserne Landschaft, großartiger Tempel der Technik unter freiem Himmel, dem die kilometerhohen Schloten der Fabriken lebendigen, zeugungsträchtigen, Bewegung fördernden Rauch darbringen. Ewiger Gottesdienst der Maschinen, im weiten Umfang dieser Landschaft aus Eisen und Stahl, deren Ende kein menschliches Auge sieht, die der graue Horizont umklammert.

So ist das Reich des neuen Lebens, dessen Gesetze kein Zufall stört und keine Laune verändert, dessen Gang erbarmungslose Regelmäßigkeit ist, in dessen Rädern das Gehirn wirkt, nüchtern, aber nicht kalt, die Vernunft, unerbittlich, aber nicht mehr erstarrt. Denn nur der Stillstand erzeugt Kälte, die Bewegung aber, durch Berechnung bis zu den Grenzen der Leistungsfähigkeit gesteigert, schafft immer Wärme. Die Schwäche des Lebendigen, der dem erschlaffenden Fleisch nachgeben muß, ist kein Beweis für seine Lebendigkeit – und die konstante Stärke der eisernen Konstruktion, deren Materie kein Erschlaffen kennt, kein Beweis für Totsein. Es ist im Gegenteil: die höchste Form des Lebens, das Lebendige aus unnachgiebigem, keiner Laune gehorchendem, nervenlosem Stoff. Im Bereich meines Gleisdreiecks herrscht der Wille des konsequenten Gehirns, der, um des Erfolges sicher zu sein, sich nicht in einen unzuverlässigen Leib verpflanzte, sondern in den Körper von unbedingter Sicherheit: in den Körper der Maschine.

Deshalb ist alles Menschliche in diesem metallenen Bereich klein und schwächlich und verloren, reduziert auf die ihm angemessene Bedeutung eines bescheidenen Mittels zu stolzem Zweck – genauso wie in der abstrakten Welt der Philosophie und der Astronomie, der Welt der klaren und großen Weisheiten; da wandelt ein uniformierter Mann mitten zwischen den verwirrenden Systemen der Geleise, winzig ist der Mensch, in diesem Zu-

sammenhang nur wichtig als Mechanismus. Seine Bedeutung ist nicht größer als die eines Hebels, seine Wirksamkeit nicht weitreichender als die einer Weiche. In dieser Welt gilt jede menschliche Ausdrucksmöglichkeit weniger als die mechanische Zeichengebung eines Instruments. Wichtiger als ein Arm ist hier ein Hebel, mehr als ein Wink ein Signal, hier nützt nicht das Auge, sondern die Laterne, kein Schrei, sondern der heulende Pfiff des geöffneten Ventils, hier ist nicht die Leidenschaft allmächtig, sondern die Vorschrift, das Gesetz.

Wie eine kleine Spielzeugschachtel sieht jenes Häuschen aus, das dem Wächter, dem Menschen gehört. So geringfügig ist alles, was sich darin durch ihn, mit ihm abspielt, so nebensächlich, daß er Kinder zeugt und daß sie krank werden, daß er Kartoffeln gräbt und einen Hund füttert, daß seine Frau Dielen scheuert und Wäsche trocknet. Auch die großen Trauerspiele, die in seiner Seele stattfinden, verlieren sich hier, wie die Kleinigkeiten seines Alltags. Sein Ewig-Menschliches ist hindernde Zutat zu seinem Wichtig-Berufflichen.

Dürfen die kleinen Herzschläge noch vernnehmbar bleiben, wo der dröhnende einer Welt betäubt? Man sehe in den klaren Nächten das Gleisdreieck, das von zehntausend Laternen durchsilberte Tal – es ist feierlich wie der gestirnte Nachthimmel: eingefangen darin, wie in der gläsernen Himmelskugel, sind Sehnsucht und Erfüllung. Es ist Etappe und Anfang, Introdution einer schönen hörbaren Zukunftsmusik. Schienen gleiten schimmernd – langgezogene Bindestriche zwischen Land und Land. In ihren Molekülen hämmern die Klangwellen fern rollender Räder, an den Wegrändern sprießen Wächter in die Höhe, und Signale erblühen grün und leuchtend. Dampf entzischt geöffneten Ventilen, Hebel bewegen sich selbständig, das Wunderbare erfüllt sich dank einem mathematischen System, das verborgen bleibt.

So gewaltig sind die Ausmaße des neuen Lebens. Daß die neue Kunst, die es formen soll, den Ausdruck nicht finden kann, ist selbstverständlich. Diese Realität ist noch *zu groß* für eine ihr gemäße Wiedergabe. Dazu reicht keine »getreue« Schilderung. Man müßte die gesteigerte und ideale Wirklichkeit dieser Welt empfinden, das platonische »Eidolon« des Gleisdreiecks. Man müßte sich mit Inbrunst zu ihrer Grausamkeit bekennen, in ihren tödlichen Wirkungen die »Ananke« sehen und viel lieber nach ihren Gesetzen untergehen wollen als nach den »Humanen« der sentimentalen Welt glücklich werden.

So ein Gleisdreieck von machtvollen Dimensionen wird die zukünftige Welt sein. Die Erde hat mehrere Umformungen durchgemacht – nach natürlichen Grenzen. Sie erlebt eine neue, nach konstruktiven, bewußten, aber nicht weniger elementaren Gesetzen. Trauer um die alten Formen, die vergehen – ähnlich dem Schmerz eines Antidiluvialwesens um das Verschwinden der prähistorischen Verhältnisse.

Schüchtern und verstaubt werden die zukünftigen Gräser zwischen metallenen Schwellen blühen. Die »Landschaft« bekommt eine eiserne Maske.

Frankfurter Zeitung, 16.7.1924

GW, II, 218 ff.

Bauplatz Berlin

Verlagsanstalt für
 alle Buch- und
 Zeitschriften-Verlage
 in Berlin, Potsdam
 und Weiden
 Weidenmühlstraße 10
 Weidenmühlstraße 10



Siegessäule auf dem Platz der Republik (damals Königsplatz), in den 1920er Jahren Baustelle für den Tunnel unter dem neuen Regierungsviertel.

Rundgang um die Siegessäule

Der Himmel hat sich schön blau gemacht, als ginge er zum Photographen, und die Märzsonne ist menschenfreundlich und gefällig. Die Siegessäule steigt nackt und schlank zur Bläue empor, als nähme sie ein Sonnenbad. Nach dem Popularitätsgesetz im Leben aller hervorragenden Persönlichkeiten ist auch sie erst durch ihren Unfall zu jener Volkstümlichkeit gelangt, die nur mißglückte Attentate zu verursachen imstande sind.

Viele Jahre war sie ziemlich einsam. Straßenphotographen mit langbeinig stochernden Apparaten benützten sie als kostenlosen Hintergrund für die grundlos lachenden Gesichter der Photographierten. Sie war ein Nippesgegenstand der deutschen Geschichte, den Fremden ein Ansichtskartenobjekt, den Schulkindern Lehrspaziergangsziel. Der erwachsene Einheimische bestieg sie nie.

Jetzt aber, um die Mittagsstunde, stehen zwei-, dreihundert Berliner um die Siegessäule herum und atmen die Überreste einer entzweigeschnittenen Sensation und politisieren.

Ich weiß bestimmt, daß jener Herr im Radmantel mit dem breitrandigen Hut, der aussieht wie ein aus tiefsten Verborgenheiten des Tiergartens kommender Riesenzwerg, ein stiller Gelehrter ist und sich zum Beispiel mit der Kristallisation der Quarze befaßt. Er geht seit fünf und zwanzig Jahren täglich eine ganz bestimmte Allee ab, hin und zurück, mit der Pünktlichkeit eines messingen Uhrpendels, und dann nach Hause. Heute aber, seht!, ging er nur einmal seine Allee entlang und begab sich zur Siegessäule. Und er hört mit großem Interesse zu, wie ein kleiner Mensch, der seinen Hut in der Hand hält und mit einem blaugeränderten Taschentuch seine schwitzende Glatze poliert, über Pikrinsäure spricht.

Ich weiß nicht, ob gerade Pikrinsäure etwas mit der Kristallisation der Quarze zu tun hat. Das Interesse jenes Quarzgelehrten für Pikrinsäure wuchert ins Grenzenlose.

»Dynamit« – höre ich – »ist ganz gefährlich. Mit Dynamit sprengt man Tunnel. Die Pappkartonschachtel macht das Dynamit noch gefährlicher, wo weil's nämlich drin eingeschlossen ist.«

»Daß man diese Züandschnur nicht sofort gerochen hat!« wundert sich eine Dame. »Ich rieche jeden Brandgeruch im Hause.« Die Frau schnuppert, als würde sie heute noch den Brandgeruch der Züandschnur spüren. Alle Frauen schnuppern mit und sagen ergeben: ja!

»Wat is det eijentlich: Bigrin?« fragt mich ein riesenhafter Mensch. Über seinem Antlitz lagert ein rosafarbener Schimmer, als sähe er gerade in einen Alpensonnenuntergang. Er ist so heiter bei diesem Bigrin wie bei der Rede über ein Volksbelustigungsmittel.

Ein Deutschnationaler meint, ein Kommunist müsse es getan haben. Ein plötzlich auftauchender Kommunist verdächtigt einen Deutschnationalen. Hierauf entspinnt sich eine Meinungsverschiedenheit, und der brenzliche Geruch einer parteipolitischen Lunte stinkt empor zum Himmel.

Indes steigt die Siegessäule, sorglos und ahnungslos, schnurstracks hinauf und ist froh, daß sie endlich für alle Besucher gesperrt ist.

Ich glaube bestimmt: Wenn man jetzt auf die Siegessäule gelangen könnte, hörte man den Herrgott spotten über die törichte Bosheit der Erde, die von Parteien lebt und an Pikrinsäure zugrunde geht.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 15. 3. 1921

GW, I, 302 f.

Besuch im Rathenau-Museum

Zum Todestage Walter Rathenaus

Das *Rathenau-Museum* steht leider nicht allen Besuchern offen. Man muß vom *Reichskunstwart* eine Erlaubnis zur Besichtigung des Hauses in der Koenigsallee erhalten. Ausländische Besucherscheuen den Weg in die Berliner Ämter, obwohl das Büro des Reichskunstwarts im Ministerium des Innern mehr eine Institution der Menschlichkeit als eine »amtliche« ist, eine Humanitäts-oase in der Wüste der Bürokratie. Eine »*Rathenau-Gesellschaft*« ist »in Bildung begriffen« – das heißt: Sie wird langsam gebildet. Wenn es »soweit« ist, wird es vielleicht möglich sein, das Rathenauhaus ohne den Umweg über das Ministerium aufzusuchen. Es sind meist Fremde, die den Wunsch haben zu sehen, wie der Mann gelebt hat, der auf eine so furchtbare Weise gestorben ist.

Er hat wunderbar gelebt: unter edlen Büchern und seltenen Gegenständen, zwischen schönen Farben und Bildern, mit nutzlosen, erhabenen, kleinen, zarten, abfurchtgebietenden, Zärtlichkeit heischenden, mächtigen, träumerischen Dingen; mit den Zeugen menschlicher Vergangenheit, menschlicher Weisheit, menschlicher Schönheit, menschlicher Kraft und menschlichen Leidens: vom Ewig-Menschlichen umhaucht. Deshalb wird hier auch das Seltsame nah und das Fremde heimisch. Auch das ungekannt »Exotische« blendet nicht, verwirrt nicht, überrumpelt nicht, verblüfft nicht. Die Überraschung selbst ist behutsam. Auch das Distanzierende einladend. Auch das Vertrauliche reserviert. Eine instinktsichere Hand hat hier liebend geordnet. Nach inneren verborgenen Gesetzen hat ein prophetisches Auge gesucht. Eine genial phantasiereiche Pedanterie hat hier geregelt, getrennt und vereinigt. Allen Dingen, den Büchern, den



Parlamentarischer Bierabend der Reichstagsabgeordneten, 1925.

Ein Unpolitischer geht in den Reichstag

Der deutsche Parlamentarismus hat eine poetische Lage. Der Reichstag ist nur durch den »Königsplatz« von der grünen Auen-Lyrik des Tiergartens getrennt. Dem Unpolitischen fällt es schwer, auf den schönen Maitag zu verzichten, an dem der *neue deutsche Reichstag* zusammentritt.

Das große Kunstgebäude wird im Dezember dieses Jahres dreißig Jahre alt. Seit drei Jahrzehnten ärgerte es Menschen von Geschmack und demokratischer Gesinnung. An seinem Eingang befindet sich die Widmung: »Dem deutschen Volke«. Aber auf seiner Kuppel, fünfundsiebzig Meter über dem Straßenniveau, erhebt sich die goldene Krone, breit, wuchtend, eine Last, die in keinem Verhältnis zur Kuppel steht und jenen Widmungsspruch desavouiert.

Wer es nicht weiß, hält den Haupteingang dieses Hauses für den – Haupteingang. Wer es nicht weiß, glaubt, daß diese großartige Hauptfassade mit den sechs großen korinthischen Säulen den Zweck hat, die Vertreter des deutschen Volkes zwar etwas pompös, aber dennoch würdig zu empfangen. Aber dieser Haupteingang ist überhaupt keiner. Die großen Tore sind immer geschlossen. Sie öffneten sich in der republikanischen Zeit nur *einmal* – als Rathenau begraben wurde. Die Ambition der sechs korinthischen Säulen ist zwecklos. Die verschwendete Hauptfassade ist eine tote Pracht. Der vordere Teil des Reichstages macht den Eindruck eines unbegrenzten Hauses, dessen Inhaber verreist sind. Die deutsche Jugend spielt barfuß auf den Stiegen. Wie eine Zierpalme wächst ein grüner Polizist – einsames Grün zwischen weißem, unfruchtbarem Stein.

Und seitwärts, durch eine schmale Pforte in der Simonstraße, begeben sich die Vertreter des Volkes an ihre

Arbeit. Es ist unendlich schwer, hier *kein* Symbol aus der Zeit Kaiser Wilhelms II. zu sehen. Vier deutsche Kaisergestalten aus Bronze stehen im Vorraum, um gleichsam die Parade der Abgeordneten abzunehmen. Der Plenarsitzungssaal, braun getäfelt, ernst und dunkel, hat für Publikum und Presse ungastliche, unwillige, beschränkte, beschränkende Tribünen.

Sie sind heute – am *Eröffnungstage* – seit zwei Uhr nachmittags überfüllt. Die Saaldiener haben einen festlich geschärften Kontrollblick. Spezialberichterstatter für Stimmungs- und Personalnachrichten wandeln in den Gängen, um *Ludendorffs* Ankunft zu beobachten. Neugierige aus politischem Interesse und Vulgär-Neugierige sind anwesend. Heiß geht ihr Atem. Herren lieblosen mit altmodischen Taschentüchern ihre nassen Glatzen. Damen, Angehörige der heute auftretenden Männer, fächeln sich Kühlung zu mit abgelegten Handschuhen. Das Publikum befindet sich nicht dort, wo es sich scheinbar befindet. Es nützt die günstige Bauanlage der Tribüne nicht aus, welche es ihren Besuchern gestattet, über den Parteien zu stehen. Niemand nützt diesen glücklichen Umstand aus.

Die Atmosphäre müßte festlich sein, mindestens so festlich wie bei der Eröffnung irgendeiner Ausstellung, an der die ganze Nation, ohne Unterschied der Partei, mitgearbeitet hat. Auch jene Teilnehmer – so denkt der Unpolitische –, die den Parlamentarismus bekämpfen, müßten nicht vor diesem, aber doch vor ihrer eigenen Tätigkeit, die sie jetzt jedenfalls beginnen, Achtung haben. Vielleicht müßte das Zeremoniell, die nützliche Uniform jeder feierlichen Situation, strenger und komplizierter sein. Die Kirchen und die Kaiser hatten lange genug Gelegenheit, zu erproben, ob und wie wichtig Zeremonien sind. Die demokratischen Einrichtungen haben zu wenig Zeremoniell. Es gibt dem haltlosen Teilnehmer wenigstens

Ablenkung von seiner eigenen Haltlosigkeit und seiner Lust, sich bemerkbar zu machen, und verleitet ihn zu einer unfreiwilligen Stille. Dem Würdevollen gibt es noch mehr Haltung. Es erhöht die Ruhe und dämpft die Lautheit. Es zwingt wenigstens für einige Stunden diese Körperschaft, die sich aus Unterschieden zusammensetzt, zu einer einzigen Form der Gemeinsamkeit.

Hier aber, im deutschen Reichstag, hat jede Partei nicht nur ihre eigene politische Überzeugung, sondern auch ihr eigenes Zeremoniell. Hier ist kein Sinn für die Form. Fremde Botschafter, der feierliche Lord *d'Abernon* zum Beispiel, sitzen in der Loge. Die Augen Amerikas, Frankreichs, Italiens sind auf die Vertreter des deutschen Volkes gerichtet. Was sehen sie? Den Gänsemarsch der Völkischen. Getümmel unter den Kommunisten. Eine blaue Brille für *Ludendorff*. Der Unpolitische kann nicht begreifen, weshalb vor allen Berufsmenschen der Welt gerade der deutsche Politiker eine unbändige Sucht hat, sich selbst lächerlich zu machen: ehe er noch mit seiner Politik, welche genug Gefahren der Lächerlichkeit in sich birgt, begonnen hat. Aber was versteht der Unpolitische von den Rätseln der Politik?

Den neunundsiebzigjährigen Alterspräsidenten, der eine schwache Stimme hat, fordert ein Ruf von rechts auf, »lauter!« zu sprechen. Habe ich diese Stimme, diesen energischen Tonfall nicht schon einmal gehört? War es nicht in einem Kabarett, wo ein Herr, im Bewußtsein dessen, daß er für den Eintritt gezahlt und eine Flasche Wein bestellt hat, dem Conférencier zurief: »Lauter!!!« – daß man die drei Rufzeichen der Entrüstung geradezu sehen konnte? Ach! – und wo habe ich dieses Pfeifen gehört, das jetzt von den Kommunisten kommt? Doch schon in der Schule, irre ich nicht, in der Sexta! Bin ich darüber hinausgewachsen, weil ich ein Unpolitischer bin?

Der General *Lindendorff* hat diesen Sturm entfesselt! Als ich ihn zuletzt sah, führten wir noch beide Krieg, er und ich. Aber wir haben ihn beide verloren. Von da an gingen unsere Wege auseinander. Er wurde Politiker und ich nicht. Mich hat niemand gefeiert, obwohl ich auch besiegt wurde. Jetzt habe ich Gelegenheit, ihn in Zivilkleidern zu sehen. Er hat eine gewisse rundliche Freundlichkeit in der Weste und das Doppelkinn, das ein Abzeichen der Biederkeit ist. Weshalb schreit man so, wenn er sich erhebt? Er hat sich verändert. Er ist älter geworden, behäbiger, bürgerlicher. Er war vielleicht immer nur ein Bürger im Heldenrock. Er hat nichts von Mars, dem Gott des Krieges.

Jetzt singt man links die »*Internationale*« und rechts »*Deutschland über alles*«. Gleichzeitig, als ob es nicht vernünftiger wäre, nacheinander beide Lieder zu singen. Weshalb nicht Musik, Freunde? Weshalb sollte Politikern nicht Gesang gegeben sein? Weshalb will einer den anderen nicht anhören? Könnte es doch sein, daß beiden Lagern beide Lieder teilweise gefallen. »In mancher Hinsicht« steht ja Deutschland wirklich über andern Ländern. Und in andern »Belangen« ist Internationalität gar nicht schlecht. Wir Unpolitischen wissen, was wir der Welt schuldig sind und was wir ihr gegeben haben. Weshalb wissen die Politiker nicht beides?

Während sie noch im Plenarsitzungsraum singen, gehe ich durch die einsamen Korridore. Ich sehe eine große Bibliothek, die Bibliothek des Reichstages. Sie könnte zum Beispiel »*Bücherei*« heißen, wenn man das heimische Fremdwort schon durchaus vermeiden wollte. Aber wie heißt sie wirklich? – *Bücherspeicher!* Gehn wir in den *Bücherspeicher!* Wir finden hier wertvolle Werke aus allen Gebieten. Aber gleichzeitig kitschige Allegorien, großartige Tugenden aus Stein. Die Bibliothek sollte »*Tugendspeicher*« heißen. Auf Schritt und Tritt überladene Majestät. Un-

königliche Verschwendung an Material. Bequeme Überlieferung ohne Phantasie. Prunk ohne Wärme. Pompöse Gefrierlust. Wie soll hier Menschlichkeit, Verständnis, Wärme entstehen. Im »*Kuppelsaal*« hängt ein Kronleuchter, der *hundertundsechzig* Zentner schwer ist. Schwer wie das Schicksal dieses Volkes, dem der Kronleuchter gehört. Sechszwanzig und eine halbe Million Mark hat es für seinen Reichstag bezahlt. Er ist äußerlich nur »*imponant*«. Hoffentlich machen ihn die Abgeordneten auch imponierend.

Frankfurter Zeitung, 30. 5. 1924

GW, II, 191 ff.